Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 38

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752513

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebe wann du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bereits erschienenen Romanteiles: An einem frühen Sonntagvormittag streift der junge Reporter Burry durch die verlassenen Straßen Londons und glaubt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er plötzlich einen Mann in der Tracht längst vergangener Zeiten aus dem Tower auftauchen und davonschreiten sieht. — Zu gleicher Zeit sitzen die beiden Rechtsanwälte Sir Ronald Duff und Edgar Chatterburgh in ihren Bureauräumen, wie es ein vor 100 Jahren dort deponiertes Testament eines gewissen Medicus Stobbs verlangte. Das merkwürdige Testament dieses Mannes wünschte, daß stets ein Nachkomme seiner Familie Arzt werden solle, und daß an einem bestimmten Tage des Jahres 1933 die Anwälte seiner Familie in ihren Räumen zum Empfang des Medicus Stobbs selbst bereit zu sein haben. Traditionsgetreu erfüllen die Anwälte die Testamentsbestimmung, ohne an deren Innehaltung zu glauben. Da tritt der geheimnisvolle Fremde ein und legitimiert sich als der vor 100 Jahren verschollene Medicus Stobbs.

Mit Hilfe der bereitgelegten Kleider verwandelt er sich in einen modernen Menschen und verlangt nun zu dem jetzigen ärztlichen Mitglied seiner Familie geführt zu werden. Diesmal ist er der Überraschte, denn der «Arzt» entpuppt sich als eine junge Ärztin. Sie hört seine Erklärungen über seinen hundertjährigen Schlaf geduldig an, ist aber überzeugt, einen Geisteskranken vor sich zu haben, auf dessen Ideen sie vorläufig eingehen muß.

Inzwischen schreibt der junge Bürry seinen sonntäglichen Pflichtartikel, und weil er nichts Besseres weiß, schildert er seine Begegnung mit der komischen Figur aus dem Tower. Sein Chef, der bekannte Reporter Gardener, lehnt den Artikel für die Zeitung ab, aber ... die Sache selbst interessiert ihn, und er beschließt, ihr auf eigene Faust nachzugehen.

Zweite Fortsetzung

Der junge Burry nahm schweigend die zwei Pfund, innerlich sehr darüber froh, nun nichts mehr mit der Sache zu tun zu haben.

Als er das Zimmer Gardeners verlassen hatte, griff dieser zum Telephon. Er bat die Zentrale, ihn mit dem Direktor des Towers zu verbinden. Aber gleich darauf widerrief er diesen Auftrag und nannte statt dessen die Nummer des Hauses Knokdrin.

Es meldete sich Schwester Evelyn. Gardener fragte nach Frl. Dr. Shell.

«Es tut mir leid, Mr. Gardener», antwortete die Schwester, «aber Frl. Doktor ist nicht zu Hause. Wir haben einen neuen, überaus interessanten Patienten, mit dem macht sie gerade einen Spaziergang. Wissen Sie, was der Mann sich einbildet? Er behauptet ...»

Gardener unterbrach sie: «Oh, Schwester, verraten Sie keine ärztlichen Geheimnisse. Mich interssieren sie nicht und Frl. Dr. Shell würde es sehr unangenehm sein, zu wissen, daß Sie über ihre Patienten schwatzen. Bitte sagen Sie ihr, ich hätte für kommenden Freitag Karten zum Drury Lane-Theater und ich bäte sie, pünktlich zu sein ...»

Cynthia in Verlegenheit.

Wenn es eine Rolle war, die Medicus Stobbs spielte, so hatte Dr. Cynthia Shell volles Recht, zu behaupten, daß er sie in genialer Weise durchführte.

Es war die Rolle eines Mannes, der von all dem, was zwischen dem Jahr 1832 und dem Jahr 1932 geschehen ist, nicht das geringste weiß, also von den meisten Ereignissen, die unser modernes Leben geformt haben. Die Rolle eines klugen Mannes, der versucht, in kürzester Frist das Versäumte nachzuholen und sich aus einem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts in einen solchen des zwanzigsten zu verwandeln.

War Medicus Stobbs von einer fiixen Idee besessen, so mußte man doch zugeben, daß seine Intelligenz nicht darunter gelitten hatte; eine Beobachtung übrigens, die der Wissenschaft keineswegs widersprach. Oft genug zeichnen sich Leute, die einer bestimmten Art von Geisteskrankheit verfallen sind, innerhalb ihres Wahnsystems durch besondere Logik und Konsequenz des Denkens aus.

Wenn etwas an dem Benehmen dieses Patienten die junge Aerztin stutzig machte, so der Umstand, daß er in seine Rolle keineswegs verliebt zu sein schien, wie es bei den meisten Kranken dieser Art der Fall zu sein pflegt. Er hielt zwar hartnäckig an der Idee fest, daß er hundert Jahre verschlafen habe, aber er gab sich die größte Mühe, bald dahin zu gelangen, daß man ihm davon nichts mehr anmerkte. Bei dem ersten Lunch, den er mit Cynthia allein einnahm, hatte er ihr folgendes gesagt:

«Mein liebes Kind, ich sehe es Ihnen an, daß Sie meinen Behauptungen keinen Glauben schenken, und vielleicht wäre es auch zu viel verlangt. Ich weiß nicht, was Ihre medizinische Weisheit, die um hundert Jahre weiter ist, als die meine, mit mir zu tun entschlossen ist, und ehrlich gesagt, ist es mir auch ziemlich gleichgültig. Ich habe mich freiwillig in dieses Haus begeben und ich denke, kein Mensch kann mich hindern, mich daraus wieder zu entfernen, wann immer ich will.

Aber ich habe eine sehr deutliche Vorstellung von dem, was ich selbst tun muß, um mich möglichst bald in eurer Welt zurechtzufinden. Nachdem ich auf der Fahrt hierher — in einem Fahrzeug, von dem zu meiner Zeit niemand auch nur zu träumen gewagt haben würde — so manches gesehen habe, was mir völlig unverständlich blieb, weiß ich, daß ich darangehen muß, systematisch zu lernen. Ich denke mir, daß es Bücher genug geben wird, aus denen man alles erfahren kann, was sich in den letzten hundert Jahren auf allen Gebieten des Lebens ereignet hat. Um gleich eine Frage zu stellen, die mich interessiert: «Was betrachtet ihr jungen Leute als das größte Ereignis dieser letzten hundert Jahre?»

Cynthia sah ihn erstaunt an: «Natürlich den Weltkrieg, Medicus.»

«Oh, es hat also einen Weltkrieg gegeben! Man prügelt sich also immer noch, obwohl man längst wissen sollte, daß es sinnlos ist! Und wer hat in diesem Weltkrieg gefochten?»

Dr. Cynthia Shell mußte sich die Tatsache ins Gedächtnis zurückrufen, daß sie mit einem Patienten sprach, um ruhig zu antworten:

«Die Engländer, die Franzosen und noch einige kleinere Völker gegen die Deutschen.»

Medicus Stobbs sah sie erstaunt an. Dann lachte er:

«Liebe Cynthia, für mich hat sozusagen gestern erst die Schlacht bei Waterloo stattgefunden. Da haben wir gemeinsam mit den Preußen die Franzosen besiegt! Und jetzt habt ihr mit denselben Franzosen ... Oh, ich muß das bald nachlesen!»

Das Zimmer des Medicus verwandelte sich in eine Bibliothek. Dort hockte er vor morgens bis abends und las. Seine besondere Begeisterung weckten diejenigen Bücher, die neben dem Text zahlreiche gute Photographien brachten. Mit ihrer Hilfe lernte er von allen Dingen eine Unzahl technischer Neuigkeiten kennen. Und da er in seinen Studien sehr methodisch vorging und zunächst die Veränderungen prüfte, die das äußere Bild der Welt in den letzten hundert Jahren erfahren hatte, so fand er sich staunenswert schnell in ihr zurecht, ohne in der ersten Woche Haus Knokdrin auch nur ein einziges Mal verlassen zu haben.

Schon am zweiten Tag hatte ihn die Aerztin an die gemeinsame Frühstückstafel mitgenommen. Sie hatte zurzeit sechs Patienten, darunter zwei Damen. Jeder und jede von ihnen hatte einen Sparren, aber einen von der liebenswürdigen Art. Es waren guterzogene, kultivierte Menschen, die, so hartnäckig sie auf ihrer eigenen Wahnidee bestanden, doch außerordentlich tolerant waren gegen die Eigentümlichkeiten ihres Nächsten. Wenn sie mit Cynthia unter vier Augen sprachen, machten sie sich gern übereinander lustig und ließen durchblicken, daß sie wohl wüßten, daß die anderen Insassen des Hauses nicht ganz ernst zu nehmen seien. Aber im persönlichen Verkehr miteinander hätte niemand von ihnen die Geschmacklosigkeit besessen, das merken zu lassen.

Medicus Stobbs wurde in diesen Kreis als wunderlicher, aber angenehmer neuer Zeitgenosse mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen und fühlte sich vom ersten Augenblick an darin wohl. Die Damen waren entzückt von der altmodischen Ritterlichkeit ihres neuen Hausgenossen, die Herren angenehm berührt von seiner stets zur Schau getragenen männlichen Würde. Einer von ihnen hatte ihn sofort in sein Herz geschlossen: Colonel Shutterwood. Shutterwood hatte vor noch nicht gar so langer Zeit das Leicestershire-Regiment in Madras geführt, bis gewisse Eigentümlichkeiten seine Vorgesetzten auf die Idee brachten, er sei nicht ganz richtig im Kopf, worauf er seinen Abschied nahm. Nun war der Colonel keineswegs so verrückt, daß er etwa das geglaubt hätte, was dieser Medicus ihm über seinen hundertjährigen Schlaf erzählte. Aber er war begeistert von der Schilderung, die Mr. Stobbs von den Zuständen in Indien um das Jahr 1820 entwarf, die er angeblich drüben verlebt haben wollte. Verrückt hin, verrückt her: diese Schilderungen waren großartig, das konnte der Colonel, der die Geschichte Indiens genau kannte, wohl beurteilen. Hinzu kam, daß dieser Medicus der einzige war, der ihm noch zuhörte, wenn er vom Weltkrieg erzählte, von dem er angeblich nichts wußte. Kurzum, der Colonel und der Medicus wurden Freunde ...

Nach ein paar Tagen überraschte Stobbs Cynthia durch die Frage nach dem Kostüm, in dem er bei Sir Ronald Duff aufgetaucht war. Der rote Frack samt Zubehör hing wohlverwahrt in einem der großen Schränke des Sanatoriums. Der Medicus bat, man möchte die Sachen in sein Zimmer schaffen.

«Aber was wollen Sie damit?» fragte die Aerztin.

«Anziehen!» antwortete Stobbs mit lustigem Augenzwinkern. «Ich muß nächstens einen Besuch machen, bei dem man mich nicht erkennen würde, wenn ich nicht in meinem alten Rock käme. Ich muß nämlich, liebe junge Kollegin, demnächst in London einen Vortrag halten.»

Und Medicus Stobbs vertraute Dr. Cynthia Shell an, daß er von seinem alten Club erwartet werde, und daß er dort in genau der gleichen Gestalt zu erscheinen wünsche, in der er ihn vor hundert Jahren verlassen habe. Auf weitere Erklärungen ließ er sich nicht ein.

Cynthia rief Sir Ronald Duff an. Sie sagte ihm, bisher sei alles ganz gut gegangen mit dem Patienten, den er ihr überwiesen habe, aber jetzt begännen die Schwierigkeiten. Der Mann wolle das Haus verlassen und Vorträge halten und zwar in seiner Verkleidung. Sie erbitte von dem Anwalt genaue Weisungen, wie sie sich seinem Schützling gegenüber zu verhalten habe. (Fortsetzung Seite 1210)

«Aber es ist nicht mein Schützling!» protestierte Sir Ronald, «er ist nichts als mein Mandant, und auch das nur auf Grund eines Testaments. Ich habe weder einen Grund, noch ein Recht, ihn in seiner Bewegungsfreiheit zu beschränken, ich bin in keiner Weise sein Vormund. Er kann tun und lassen, was er will, mich geht es bestimmt nichts an. Er ist freiwillig zu Ihnen gekommen, er kann Haus Knokdrin ebenso nach eigenem Gutdünken jederzeit verlassen.»

«Aber was, zum Kuckuck, soll ich denn mit ihm machen? Wenn man mir nicht die ärztliche Gewalt über ihn zugesteht, werfe ich ihn hinaus.»

«Das bleibt Ihnen unbenommen, Frl. Doktor.»

Die Stimme am andern Ende der Leitung war sehr kühl. «Nur darf ich darauf aufmerksam machen, daß Herr Stobbs über das Legat verfügt, auf Grund dessen Sie in Knokdrin sitzen und Ihre Studien treiben. Es könnte also sein, daß Sie bei dieser Gelegenheit den kürzeren ziehen . . .»

Die kluge Cynthia Shell legte sehr nachdenklich den Hörer wieder auf die Gabel. Da saß sie in einer schönen Geschichte drin: hatte einen Patienten und durfte ihn nicht als solchen behandeln!

Wie ein Wink aus heiterem Himmel fiel ihr plötzlich die Theaterverabredung mit Gardener ein. Ihn würde sie um Rat fragen . . .

Der Zehnte im Ten-Club.

Mr. Benn, angestellter Sekretär des Ten-Clubs, klopfte respektvoll an die Tür des Right Honourable Thomas Wegdwood, derzeitigen Vorsitzenden des Clubs.

Der Ten-Club besaß seine Räume mitten in der City in einer kleinen Seitenstraße bei Picadilly-Circus, in einem alten, verräucherten Haus, in dem niemand einen vornehmen Club vermutet hätte.

Und doch ist der Ten-Club so exklusiv wie kaum ein anderer in London. Seinen einfachen und nichtssagenden Namen hat er daher, daß nach den Statuten nur immer zehn Herren gleichzeitig ihm angehören dürfen. Nur wenn eines dieser zehn Mitglieder stirbt, wählt der Club ein neues. Dabei kann man sich um die Mitgliedschaft nicht bewerben, man muß von einem Mitglied vorgeschlagen werden, und dieses muß auf Ehrenwort versichern, daß der Kandidat von der ihm zugedachten Ehre keine Kenntnis hat.

Gewählt aber werden nur solche Männer, die sich den größten Teil ihres Lebens in der Welt herumgetrieben haben und dabei Fühlung gewannen mit jenen geheimen Kräften, die im Kosmos wirksam sind, ohne daß es der Wissenschaft bisher gelungen ist, sie in ihr Schema einzuordnen. Die meisten von ihnen waren Forschungsreisende, die sich lange bei primitiven Völkern aufgehalten hatten oder in jener geheimnisvollen Welt hinduistischer und buddhistischer Weisheit, die mehr als die Hälfte Asiens umfaßt. Es waren Namen von internationalem Ruf darunter, — daneben aber auch die von Männern, die niemand in der Oeffentlichkeit kannte, die etwa unter der Maske eines braven britischen Durchschnittsbeamten in Indien verbargen, daß sie große Kenner brahmanischer Geheimlehren waren.

Im allgemeinen sah man darauf, daß die Männer, die man wählte, wenigstens von Zeit zu Zeit längeren Aufenthalt in London nahmen. Aber es kam selten vor, daß zu einer Sitzung des Clubs alle zehn Mitglieder sich einfanden; der eine oder der andere, meistens aber mehrere von ihnen befanden sich stets auf Forschungsreisen und standen mit den Daheimgebliebenen nur durch einen regen wissenschaftlichen Briefwechsel in Verbindung. Im übrigen vermied der Club jedes Aufsehen in der Oeffentlichkeit, machte keinerlei Propaganda und verschloß sich jedem Versuch, ihn in die Spalten der Zeitung zu bringen. Die einzige Berufskategorie, die statutenmäßig von der Mitgliedschaft ausgeschlossen war, waren die Journalisten, und von dieser Regel machte man auch dann keine Ausnahme, als ein Mitglied — Stanley als Kandidaten vorschlug. Man gab zu, daß man es sich zur Ehre anrechnen müßte, ihn unter die Mitglieder des Clubs zu zählen, — aber seine Beziehungen zur Presse bildeten ein unüberwindliches Hindernis.

Bei alledem konnte der Ten-Club es natürlich nicht verhindern, daß man von ihm sprach und daß die Legendenbildung um so üppiger gedieh, je weniger an Tatsächlichem man über ihn in Erfahrung bringen konnte . . .

Thomas Wegdwood rief «Herein!» und Mr. Benn, der Sekretär, betrat das Zimmer des Vorsitzenden. Unter dem Arm trug er ein dickes Aktenstück.

«Was gibt es, lieber Benn?»

«Es ist an der Zeit, Sir, die Tagesordnung für die nächste Sitzung aufzustellen und bekanntzugeben.»

«Richtig. Nun, haben wir schon einen Redner für den Abend? Ich glaube, Colonel Greasy wollte uns etwas über seine Reise zu den Geheimbünden der Massai erzählen.»

«Colonel Greasy wird warten müssen, Sir. Der Redner des nächsten Clubabends steht seit längerer Zeit fest. Seit hundert Jahren, um genau zu sein.»

Wegdwood fuhr herum: «Machen Sie keine Witze, Benn! Wer wird also sprechen?»

«Medicus Stobbs, Sir.»

«Stobbs?» Der Vorsitzende runzelte die Brauen. «Aber wir haben doch gar kein Mitglied, das Stobbs heißt. Was reden Sie denn heute für Unsinn, Benn?»

Der Sekretär verneigte sich: «Ich bitte um Entschuldigung, Sir, aber es ist so, wie ich sage. Sie haben den Zehnten vergessen, Sir . . .»

Und als Wegdwood ihn verständnislos ansah: «Sie vergessen den Mann, Sir, um dessentwillen der Club seit hundert Jahren nur neun lebende Mitglieder haben darf. Dieser Mann hat sich vor hundert Jahren selbst auf die Rednerliste gesetzt für die Sitzung vom 21. Mai 1933. Und da der Club seit hundert Jahren die Wünsche des Medicus Stobbs respektiert hat, so wird er nicht umhin können, sich auch in dieser Hinsicht nach ihm zu richten. Das um so mehr, als er danach frei sein wird, endlich wieder ein zehntes Mitglied zu wählen, — falls nämlich Medicus Stobbs seinerseits vergessen sollte, am 21. Mai zu erscheinen und seinen so lange vorher angekündigten Vortrag zu halten.»

The Right Honourable Thomas Wegdwood war erregt aufgesprungen: «Und das sagen Sie mir jetzt erst, Benn? Als wäre die nächste Sitzung ganz dasselbe, wie jeder andere Clubabend? Auf so etwas müssen wir uns doch vorbereiten! Es muß doch jedem Mitglied Gelegenheit gegeben werden, dabei zu sein. Wer von den Mitgliedern ist außerhalb Londons?»

Wieder verneigte sich der Sekretär: «Oberst Swinby ist in Afghanistan, Militärattaché an der Gesandtschaft Sr. Maj. in Kabul. Professor McLean befindet sich auf den Nicobaren und dürfte nicht zu erreichen sein. Mr. Perries hat gestern telegraphiert, daß man ihm seine Post nach Bagdad schicken soll. Alle übrigen Mitglieder sind in London.»

«Gut. Kabeln Sie an Swinby und an Perries. Daß wir Prof. McLean nicht erreichen können, tut mir leid, ich kann es aber nicht ändern. Und nun hören Sie mal, lieber Benn. Suchen Sie mir doch sofort die Akten Stobbs heraus. Ich muß mir doch mal genau . . .»

Mr. Benn überreichte lächelnd und mit einer Verbeugung das Aktenstück, das er unter dem Arm trug:

«Habe mir schon gedacht, Sir, daß Sie danach fragen würden.»

Thomas Wegdwood öffnete das Konvolut, blätterte darin, schien sich aber nicht zurechtzufinden. Der Sekretär räusperte sich diskret:

«Wenn ich nicht irre, Sir, so suchen Sie zunächst jenen Brief, den Medicus Stobbs seinerzeit an den Club geschrieben hat, ehe er verschwand und auf Grund dessen der Club ihn hundert Jahre lang als lebendes Mitglied geführt hat.»

«Richtig, lieber Benn, den suche ich. Wenn Sie schon wissen, wo er steckt, um so besser. Und tun Sie mir den Gefallen, lesen Sie ihn mir vor. Ich kann Handschriften so schlecht entziffern, — und Schreibmaschinen hat es vor hundert Jahren ja wohl kaum schon gegeben, was?»

Er reichte dem Sekretär das Aktenstück und wies gleichzeitig auf den Sessel, der vor seinem Schreibtisch stand. Mr. Benn ließ sich dort nieder und begann:

London, am Mittwoch, den 13. Mai 1833.

An den sehr Ehrenwerten Vorsitzenden des Ten-Clubs,
Sir Reginald O' Shonessy,
Ritter hoher Orden,
London.

Hochgeehrter Sir Reginald,

ich richte diese Zeilen an Sie und die übrigen Angehörigen des Ten-Clubs in meiner Eigenschaft als langjähriges Mitglied dieser ehrwürdigen Vereinigung. Ich komme mit einer nicht alltäglichen Bitte und erwarte von der Kameradschaftlichkeit und der — Phantasie meiner Clubgenossen, daß sie sie erfüllen werden.

Diese Erwartung hege ich nicht nur gegenüber der gegenwärtigen Generation der Clubmitglieder, die mich kennen. Wenn das, was ich zu tun gedenke, einen Sinn haben soll, so muß ich dessen sicher sein, daß auch spätere Club-Generationen, die sich meiner nicht mehr erinnern und von mir nichts wissen, sich dennoch für verpflichtet halten, meinen Wunsch zu respektieren.

Wenn ich das Wesen unseres Clubs recht verstanden habe, so besteht es darin, daß wir eine kleine Gemeinschaft von Männern sind, in deren Denken und Leben

(Fortsetzung Seite 1212)

Der schönste Sprung der Saison

Oberleutnant F. E. Kunz auf «Darling» beim Concours Hippique in Thun

Zeichnung von A. Widmer-Witt

Nächtliches Chicago. Phantastischer Blick vom Lindbergh-Leuchtturm auf die Lake Shore Drive, Chicagos berühmte Uferstraße am Michigansee und die Wolkenkratzer

das Außergewöhnliche eine überragende Rolle spielt. Ich habe oft in den Annalen des Ten-Clubs gelesen, und ich glaube, daß von seinen Mitgliedern mehr getan worden ist, um die Geheimnisse des Lebens zu ergründen, als von sämtlichen Fakultäten unserer Hochschulen zusammengenommen.

Auch ich bin im Begriff, ein Geheimnis zu ergründen, um nach dem Jahrhunderte alten Brauch unseres Clubs später vor seinen Mitgliedern die ersten Mitteilungen über meine Entdeckung zu machen. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich über Art und Ziel der Forschungsreise, die anzutreten ich im Begriffe bin, schweige. Nur soviel sei gesagt: es handelt sich um ein Geheimnis, dessen Entdeckung das Leben der Menschen stärker revolutionieren wird als alles, was bisher in ihr Dasein eingegriffen hat.

Leider kann ich nicht damit rechnen, mit dem Erfolg meiner Bemühungen — wenn mir ein solcher beschieden sein sollte — vor diejenigen treten zu können, an die ich heute meine Bitte richte. Es liegt in der Art des Experimentes, das ich anstellen will, daß es erst in hundert Jahren zu einem Resultat führen kann.

Ich beabsichtige daher in genau hundert Jahren, also im Mai 1933, dem Ten-Club jenen Bericht abzustatten, der über meine Bemühungen zur Erforschung des Geheimnisvollen und ihr Ergebnis Rechenschaft ablegen soll. Und ich bitte den Club, mich bis zu diesem Tage als aktives Mitglied zu führen. Wohlgemerkt: nicht als ein verstorbenes, verschollenes, sondern als lebendes Mitglied!

Ich nehme heute vom Ten-Club Urlaub, verehrter Herr Vorsitzender, und werde mich genau in hundert Jahren wieder zur Stelle melden. Keines von den mir bekannten und teuren Gesichtern meiner heutigen Clubkameraden wird mir dann zunicken. Der Ten-Club selbst aber, so hoffe ich, wird in hundert Jahren noch genau so bestehen, wie er heute vor hundert Jahren bestanden hat. Und wenn meine Entdeckungsreise in ein unerforschtes Land, das noch auf keiner Weltkarte verzeichnet ist, zum Ziele führt, so werde ich mit Stolz und Freude vor seinem Forum darüber berichten als derjenige, der ich inzwischen nie aufhören werde zu bleiben

sein treues und ergebenes Mitglied
Josiah Stobbs,
ehem. Leibarzt Sr. Hoheit des Maharadschahs von Senderabad.

Mr. Benn machte eine kleine Pause, während welcher der Vorsitzende in tiefem Nachsinnen dem blauen Rauch seiner Zigarre nachblickte. Dann sagte der Sekretär:

«Diesem Briefe angeheftet ist ein Protokoll der Sitzung des Clubs vom 13. Juni 1833, in der beschlossen worden ist, dem Antrag des Medicus Stobbs zu entsprechen. Und auf Grund dieses Beschlusses sind wir gehalten, auf der nächsten Sitzung das Wiedererscheinen dieses Mannes zu erwarten und ihm das Wort zu geben. Falls er nicht erscheint, gilt freilich seine aktive Mitgliedschaft als endgültig erloschen und der Club erhält seine Freiheit zurück, ein zehntes Mitglied zu wählen.»

Wieder schwieg der Sekretär und wieder sah der sehr Ehrenwerte Thomas Wegdwood lange dem Rauch seiner Zigarre nach. Schließlich sagte er:

«Seltsame Geschichte das, lieber Benn! Und ich muß Ihnen sagen, ich bin auf die Sitzung verdammt neugierig. Nicht, daß ich glaube, daß dieser Mr. Stobbs erscheinen wird. Aber ... man kann nicht wissen, was alles passiert. Wie dem auch sei, müssen wir uns für beide Fälle einrichten. Entwerfen Sie also bitte ein Schreiben an die Mitglieder, in dem Sie kurz darauf hinweisen, welche Bedeutung die nächste Sitzung hat. Auf die Tagesordnung setzen Sie Mr. Stobbs als Redner. Für den Fall seines Nichterscheinens möge sich Colonel Greasy bereithalten. Ferner sollen in diesem Fall auf der Sitzung Vorschläge für die Wahl eines zehnten Mitgliedes gemacht werden ... Das wäre für diesmal alles, lieber Benn. Die Akten Stobbs lassen Sie mir bitte hier, ich will sie noch genauer durchsehen.»

Der Sekretär verneigte sich und überließ den Vorsitzenden des Ten-Clubs seinen Gedanken.

Der Reporter wittert eine Aufgabe.

«Hallo, Bob!»

Gardener war gerade im Begriff, das Warten endgültig aufzugeben, als Cynthia Shell's dunkle Stimme hinter ihm ertönte. Drinnen im Theater hatte das Spiel längst begonnen, und wenn Gardener etwas verhaßt war, so die Notwendigkeit, sich in dem verdunkelten Haus mit leise gemurmelten Entschuldigungen an einer endlosen Reihe von Leuten vorbeidrücken zu müssen, die mit Recht über die Störung ärgerlich waren.

Nun war es fast eine halbe Stunde über der Zeit, und Cynthia stieg in aller Gemächlichkeit die Stufen zum Vestibül hinauf. Sie trug keinen Hut, ihr Mantel stand offen und ließ eine raffiniert einfache Abendtoilette sehen.

Gardener zog schweigend die Uhr.

«Laß sie stecken, Bob!» sagte Cynthia, indem sie ihm ein wenig atemlos die Hand reichte, «du bist kein Stationsvorsteher! Ich weiß, daß ich wieder zu spät komme, aber ich hatte dich gebeten, nicht auf mich zu warten. Du hättest dir den Anfang des Stückes ruhig ohne mich anhören können.»

«Oh, kein Gentleman wird eine Lady ...»

«Zum Kuckuck mit deinen Gentlemen und deinen Ladies! Wie oft habe ich dir schon gesagt: ich bin keine! Merk's dir endlich. Ich bin eine hart arbeitende Frau und wohne außerdem zwölf km außerhalb London. Und jetzt eben bin ich allein mindestens zehn Minuten herumkutschiert, um einen Parkplatz für meinen Wagen zu finden. Sei also nicht so steifleinen! Man sollte meinen, du seiest Angestellter im Katasteramt, und nicht einer der bekanntesten Reporter des Vereinigten Königreiches. Wie kann man so pedantisch sein!»

Sie betraten das dunkle Parkett, als aber Gardener nach ihrer Reihe suchte, hielt ihn Cynthia zurück:

«Dummer Kerl!» flüsterte sie und tätschelte seine Hand.

... Nach der Vorstellung fuhren sie mit ihrem Wagen zu einem kleinen italienischen Restaurant in Soho. Der Wirt, der aussah wie ein mißglückter Heldentenor, führte sie zu einem Tisch, der in einer Nische stand, von der aus sie niemand sehen und von niemanden gesehen werden konnten. Cynthia war in bester Laune, die sich offensichtlich nach ein paar Gläsern Chianti noch steigerte. Gardener hingegen blieb ziemlich wortkarg.

«Junge!» sagte sie schließlich, «was ist mit dir los? Ich glaube, ich muß mal mit Lord Burry sprechen. Du mußt wieder raus. Zugvögel darf man nicht einsperren, sie hören sonst auf zu singen und werden struppig im Gefieder.» Damit griff sie in sein volles, blondes Haar und brachte es in Unordnung.

«Oh», antwortete er, indem er glättend über seinen Scheitel strich, «hab nur keine Angst, du wirst mich schon wieder loswerden. Grade heute habe ich mit dem Lord gesprochen. Noch sechs Wochen lang hält er meine Anwesenheit in der Redaktion der «Sunday Sensation» für erforderlich. Dann gehe ich in die Mandschurei. Singend und mit glattem Gefieder, um mit deinen Worten zu sprechen.»

Sie blickte erstaunt auf. In ihren Augen stand für einen Augenblick der Schreck über die bevorstehende Trennung, aber gleich darauf hatte sie sich wieder in der Gewalt. Mit impulsiver Gebärde reichte sie ihm die Hand:

«Gratuliere, Bob!»

Er runzelte die Brauen: «Wem gratulierst du eigentlich, dir oder mir? Denn ganz gleichgültig ist es dir doch wohl nicht, ob ich hier in London bin oder einige Tausend Meilen weit weg.»

«Gib mir erst mal die Hand, Junge! So ... na also. Gewiß ist es mir nicht gleich, ob du hier bist oder in der Mandschurei. Aber die paar Tausend Meilen spielen dabei nicht die entscheidende Rolle.»

«Sondern was, bitte ...?»

Sie sah ihn mit ihren großen, strahlenden blauen Augen voll an:

«Es kommt darauf an, daß du glücklich bist, Bob. Wenn du es hier sein könntest, wäre es gewiß am allerschönsten. Aber du kannst es nicht, ich weiß es und ich verstehe es sogar. Also ist es besser, du gehst wieder hinaus, wie du es so oft getan hast.»

«Oh», sagte er wütend, «es gibt gegen früher diesmal einen ganz kleinen, aber nicht zu übersehenden Unterschied. Früher kannte ich eine gewisse Cynthia Shell noch nicht. Jetzt ... Cynthia, ich kann dich nicht mehr entbehren!»

«Ich glaube, ich dich auch nicht, Bob. Aber wir müssen vernünftig sein. Schließlich fährst du nicht für ewig in die Mandschurei. Eines Tages kommst du wieder ...»

(Fortsetzung folgt)

Dieses Zimmer kostet sage und schreibe Fr. 785.-

Aber dieser Preis sagt Ihnen noch nichts. Erst die Besichtigung unserer reichhaltigen Ausstellung zeigt Ihnen **wie** vorteilhaft dieses Angebot ist.

Doppel-Schlafzimmer

in moderner, geschmackvoller Form. Großer Schrank mit drei vollen Türen, Ankleidespiegel, bestes Kristallglas, breites Untergestell mit Schubladen und Glasplatte. Dazu praktische Herren-Wäschekommode. Zwei Bettstellen, Ohrenform, niederes Modell mit Rundleiste und geschweiften Füßen. Zwei Nachttische, schrankförmig, mit Glasplatten. Alles schön und stark gerundet.

Fr. 785.-

Coupon No. Z. 38 B. Wünsche unverbindlich und gratis photographische Vorlagen (nicht zusagende Preislagen streichen!)

Hier die 12 vorteilhaftesten Aussteuern samt Bettinhalt:

* * * * * * Unsere Sterne * * * * * *

6 verschiedene **2-Zimmer-Aussteuern:** 690.— 985.— 1375.— 1685.— 2260.— 2750.—

6 verschiedene **3-Zimmer-Aussteuern:** 1775.— 2075.— 2650.— 3150.— 3570.— 3900.—

Jedes Zimmer auch einzeln!

Name: .....

Adresse: .....

Wer macht das Möbel-Pfister nach?

N° 880

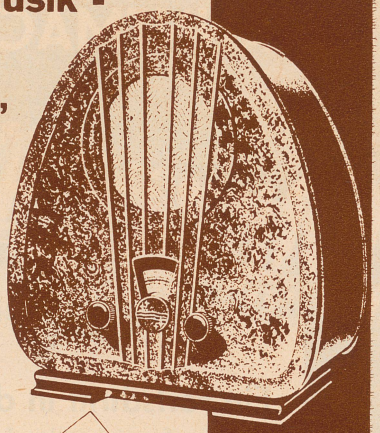
Phot. Widder

RAUCHEN IST GENUSS!

Eine *Fortuna-Brissago* erhöht ihn!

Bitte verlangen Sie überall die 15er Fortuna-Brissago
DITTA ANTONIO FONTANA, CHIASSO

Bessere Musik - weniger Störungen, dann den neuen PHILIPS 834!



Drei Jahre schon führen wir nur „Super-Inductance"-Empfänger, drei Jahre lang haben wir dieses Prinzip erprobt und immer wieder verbessert, bis es im neuen PHILIPS 834 eine Vollendung und Leistungsfähigkeit erreicht hat, wie sie zu diesem Preise bisher ganz unmöglich war.

Der neue PHILIPS 834 garantiert einwandfreien Fernempfang, denkbar einfache Abstimmung (Einknopfabstimmung), naturgetreue Wiedergabe durch einen elektrodynamischen Spezialautsprecher.

★

„Super-Inductance"-Fünfröhren-Empfänger
Elektrodynamischer Lautsprecher
Einknopfbedienung
Zwölfspannungs-Netztransformator

Preis Fr. 310.–

PHILIPS
„Super-Inductance"